

Osttiroler Heimatblätter

Halbmonatliche heimatkundliche Beilage der „Lienzener Nachrichten“.

Nummer 3.

Lienz, Samstag den 17. Mai 1924.

1. Jahrgang.

Inhaltsangabe.

- Geschichte von Osttirol im Grundriß. Von Univ.-Professor Otto Stolz, Innsbruck, (2. Forts.)
- Ueber P. Beda Webers Jugend und Studienzeit. Von Oswald von Zingerle.
- Die Lienzener Wettermacher. (O. Göres.)
- Die fünf Weiblein von Kals. (J. O. Seidl.)
- „Billgrater Stäcklein!“ 1. Von C. Angerer.
- Der Sakramentsstein am Trissachersee. Von Plus Hollbrugger.
- Des Verirrten Wegzeigung. (J. O. Seidl.)
- Kienburg. Der Geist auf Kienburg. (Cöstelln Bshwarzl.)
- Iseltaler-Lied. Der Grundschrofer Frlg.
- Die verhängnisvolle Fastenspeiße. Von Alois Wurnig (Chaur b. Hall).

Geschichte von Osttirol im Grundriß.

2. Von Prof. Otto Stolz.

3. Das Pustertal während der Völkerwanderung (ca. 500—700 n. Chr.)

Das römische Reich ist bekanntlich durch die sogenannte Völkerwanderung zertrümmert worden, eine Bewegung der germanischen Stämme von Norden und Osten gegen Süden und Westen, die im 2. Jahrhundert nach Christus begonnen hat, im 5. ihre Höhezeit, und im 6. mit der Begründung verschiedener neuer Staaten ihren Abschluß erreicht hat. Die Loslösung der einzelnen Provinzen des römischen Reiches erfolgte stufenweise von dessen Nördern gegen seine Mitte, Italien, zu. Dinnennordrum und das erste Rhätien, das ist der gebirgige Teil dieser beiden großen Provinzen, verblieben am längsten im staatlichen Verbande mit Italien. So hat Odoaker, der germanische Heerführer, der nach dem Sturze des letzten weströmischen Kaisers aus lateinischem Geblüte im Jahre 476 die Herrschaft über Italien antrat, auch jene Gebiete behauptet und besetzt, die der Ostgotenkönig Theoderich, der im Jahre 493 seinem Volke die Halbinsel erobert hatte. Als aber nach seinem Tode zwischen Goten und Byzantinern der große „Kampf um Rom“ ausgebrochen war (535) bemächtigten sich die Franken, die unter Chlodwig und seinen ersten Nachfolgern sich zur führenden Macht nördlich der Alpen entfaltet hatten, der Lande auch im Inneren derselben. Aus der Zeit um das Jahr 560 besitzen wir einige direkte Nachrichten über das Gebiet an der oberen Drau. Eine solche besagt, daß die Stadt Agunt zum Reich der Franken gehöre und der lateinische Dichter Venantius Fortunatus beschreibe um dieselbe Zeit seine Reise von Gallien (Frankreich) in seine Heimat Venetien (Oberitalien) folgenderweise: „Wenn dich der Baier nicht hindert, der dem Lande der Breonen (Rätien) benachbart ist, dann schreite über die Alpen, wo der Fun seine Wirbel treibt, dann strebe dem norischen Lande zu, wo der Byrrus (die Lienz) schäumt. An dem Dravus (der Drau) geht dann der Weg: dort ragen Burgen, hier thront auf bergiger Höhe Aguntus.“ Damals also war die Blüte der römischen Stadt noch nicht geknickt, sie scheint vielmehr dem Alpenfahrer als das bedeutendste Stadtbild in die Augen gefallen zu sein. Und noch um das Jahr 590 sagt ein Bericht des Patriarchats Aquileia, daß die ihm zugehörige bischöfliche Kirche von Tiburnia, die in der Gegend von St. Peter bei Spital stand und das oberste Draugebiet umfaßte, gleich jener im Breonenlande oder von Säben

unter dem Einfluß der Franken (siehe 1). Christentum und die romanische Kultur waren also damals noch unter germanischer Herrschaft in jenem Gebiete in ungebrochener Geltung.

Inzwischen hatten sich bereits bedeutende Wandlungen im Ostalpengebiete vollzogen. Spätestens nach der Eroberung Italiens durch die Langobarden (568) haben die Bajuwaren, wahrscheinlich unter der Zustimmung der Franken, von Rätien Besitz ergriffen. Dieses Volk war aus germanischen Stämmen, die schon lange im Norden der Donau gesessen und dem römischen Reich ein unbequemer Nachbar gewesen, zu neuer Einheit erwachsen, hatte etwa seit 500, auf der Ebene des heutigen Oberösterreich und Bayern seinen Staat errichtet, und war von dort aus durch das Innthal und über den Brenner bis über Bozen vorgedrungen, östwärts auch durch das Nenzthal, wohin es vielleicht schon früher von Salzburg her über die Tauern Fühlung genommen hatte. Auf diesem Wege nach Osten stießen die Bajuwaren aber bald mit einem Volke zusammen, das damals zum erstenmal in der Geschichte Europas auftritt, den Slawen. Der Abzug der Langobarden aus Panonien nach Italien hatte den Ostvölkern den Weg nach dem Westen geöffnet. Unter dem Schutze und der Botmäßigkeit der Avaren, einem mongolischen Reitervolke, das in Panonien mit jenem Staube sich eingeknistet hatte, kamen die Slawen der Drau entlang aufwärts. Nur der langobardische Geschichtsschreiber Warnefried, genannt Paulus Diaconus, berichtet uns zwei Jahrhunderte später, wie um das Jahr 600 bei Aguntum Baiern und Slawen um den Besitz des Landes kämpften. Die Baiern, die sich in der starkbefestigten Stadt verteidigten, waren aber nicht glücklich, sie wurden besiegt und Agunt dabei zerstört. Die Mark zwischen den beiden Völkern ward jetzt weiter westlich, ungefähr an die Wasserscheide zwischen Lienz und Drau verlegt. Westlich davon, in der Gegend um Trunee gibt es in den Wurzeln der Ortsnamen keine slawischen Einschläge mehr, dafür solche mit altbajuwarischen Anklänge wie Dietenheim, Uttenheim, Tesselberg, Tessenberg. Hier waren also die Bajuwaren schon damals zu dichter Niederlassung gelangt und hatten sich einen festen Nischhalt für weitere Unternehmungen nach Osten geschaffen.

Ostlich der Drauguelle begann der Bereich der Slawen. Zwar darf man sich ihre Besiedlung nicht als eine dichte nach Maßgabe der heutigen Verhältnisse der Dörfer und Gehöfte vorstellen, sondern diese Slawen von damals waren noch vorwiegend Viehzüchter, die in kleinen Gruppen mit ihren Herden weite Gebiete, ganze Täler etwa, besuchten. Daß sie aber doch auch im obersten Drau- und Iseltal dauernd sich aufhielten, das beweisen die slawischen Wortwurzeln in nicht wenigen Gewässer-, Tal-, Berg- und Ortsnamen dieses Gebietes. Diese Namen haben die Deutschen zweifellos bei ihrem neuerlichen Vordringen in unser Gebiet aus dem Munde der Slawen übernommen und nach ihrer Art weiter geformt. Man braucht gewiß nicht den übertriebenen Auslegungen slawischer Gelehrter zu folgen, die einfach alles, was einigermaßen anklingt, als slawisch in Anspruch nehmen, aber bei einer gewissen Anzahl von Namen ist die slawische Herkunft doch unbestreitbar. Die zuverlässigsten Ergebnisse liefert die heimische Forscher August Unterfor-

1) Näheres hierüber bei J. Egger, die Barbareneinfälle in die Provinz Rätien im Archiv f. österr. Gesch. 90, 358 und 368 f.

cher, der die slawischen, romanischen und deutschen Sprachwurzeln in der Ortsbenennung von Osttirol durch lange Jahre zu deuten und zu scheiden versucht hat 2). Er hat selbst dabei manche früher geäußerte Ansicht geändert, so leitet er jetzt Lienz, im 11. Jahrhundert Euzuzina, nicht mehr vom slawischen loncina, sondern von romanisch alluvenza, d. h. Anschüttung, her. Auch den Namen Pustertal, der lange als unbestreitbar von slawisch pustrica, d. h. Wüste, herkommend galt, bringt Unterforcher jetzt mit dem alträtischen Namen Byrrus für die Lienz in Zusammenhang. Früher hat man auch den Bestand der Hausgemeinschaften im Iseltal als ein Ueberbleibsel einer ausgesprochen slawischen Eigentümlichkeit angesehen. Die neuere Forschung weist aber darauf hin, daß solche Hausgemeinschaften auch in Gebieten, wo sicher nie Slawen hingekommen sind, wohl aber besonders in abgelegenen Gebirgen, sich erhalten haben 3).

Von verschiedenen Forschern wird überhaupt die Ansicht verfochten 4), daß aus der Völkerwanderungszeit im Draugebiet sich erhebliche Reste germanischer Stämme erhalten haben und die nachher eindringenden Slawen sich bloß neben und unter ihnen ausbreiteten; als dann im 8. Jahrhundert eine neue politische und kulturelle Ausdehnung der Deutschen gegen den Südosten einsetzte, seien diese älteren germanischen Elemente als eine höchst wirksame Unterstützung dieser deutschen Völkerbewegung in ihr aufgegangen. Diese Ansicht, die mit guten Gründen, wenn auch nicht unmittelbaren geschichtlichen Nachrichten gestützt werden kann, ist deshalb sehr beachtenswert, weil sie der germanischen Besiedlung des Landes gegenüber der slawischen das Ansehen und das Verdienst des höheren Alters verschafft. Gerade auch die körperliche Eigenart der Bevölkerung der Hochtäler der Isel, der Kals, Matreier und Deferegger könnte an ausgesprochene germanische Abstammung erinnern; diese ist dann wohl am ehesten auf germanische Reste der Völkerwanderungszeit oder auf die Ausdehnung der Bajuwaren im 6. Jahrhundert geradewegs von Norden her über die Tauern zurückzuführen.

Ein älteres Bevölkerungselement hat aber bei diesen Wandlungen sicher sein sprachliches und nationales Wesen eingebüßt, die romanisierten Phryer und Kelten; sie gingen, soweit sie nicht abwanderten oder den Tod fanden, schließlich unter den Slawen und Germanen auf. (Fortsetzung folgt.)

Ueber P. Beda Webers Jugend und Studienzeit.

Von Oswald v. Zingerle.
(Zerb. Zeitschrift 3. F. 44. Heft.)

Als in den ersten Märztagen des Jahres 1858 aus Frankfurt die Kunde vom Tode P. Webers in unsere Berge gelangt war, empfanden viele, die ihm im Leben näher getreten waren, besonders die Meraner Freunde, schmerzlich den Verlust des beliebten und verdienten Mannes, und mein Vater (Ignaz v. Zingerle) beschloß alsbald, seinem Lehrer

2) Unterforschers Arbeiten zur Namenskunde des Pustertals erschienen in den Programmen des Gymnasiums zu Veltmeritz 1885—89, zu Eggr 1890—1892, über die Namen des Kaiser Tales in der Zeitschrift des Ferdinandeums 1899.

3) A. Dopf, die ältere Sozial- und Wirtschaftsverfassung der Alpenstädte (1900) S. 160.

4) So besonders R. v. Pauker. Die alte Geschichte Kärntens (1893) S. 85 ff und neuerdings v. B. Gera m. b., ostgermanische Spuren in der Steiermark, Zeitschrift d. hist. Ver. f. Steiermark 16, 7, ff.

ein doppeltes Denkmal zu setzen. Er sammelte Geld für ein in der Meraner Spitalkirche zu errichtendes Monument und Material zur Biographie des Verewigten. In verhältnismäßig kurzer Zeit war eine ansehnliche Summe, zu der u. a. Erzherzog Karl Ludwig Hundert Gulden beigezeichnet hatte, beisammen und Bildhauer Grissmann wurde mit der Ausführung einer lebensgroßen Büste betraut, die, da das ursprüngliche Projekt nicht zu verwirklichen war, endlich im Gymnasialgebäude der Wasserstadt zur Aufstellung gelangte. Für die beabsichtigte Lebensbeschreibung hatte mein Vater zunächst an verschiedenen Jugendfreunde und Studienkollegen Webers um Aufschlüsse gewendet, die dann auch ihre Erinnerungen zu Papier brachten und einsandten, doch scheint die in Angriff genommene Arbeit aufgegeben worden zu sein, was wohl hauptsächlich auf das mittlerweile erfolgte Erscheinen der Selbstbiographie zurückzuführen ist. Da die vorhandenen Aufzeichnungen indes mancherlei enthielten, was zur Vervollständigung des Lebens- und Charakterbildes beiträgt, stelle ich deren Inhalt, soweit er sich auf die angegebene Lebensperiode bezieht, zusammen, ohne schon Bekanntes auszuscheiden.

Beda Weber wurde am 27. Oktober 1798 zu Wien geboren. Sein Vater, der in dem von Beda (Titel 2, 148) als die heiterste und freundschaftlichste Partie von den Wiener Vorstädten bezeichneten „Rindermarkt“ ein kleines Haus samt Wiesgrund für zwei Rinde besaß, war ein geschickter, etwas berber, aber gutmütiger Mann von lebhafter Phantasie u. heiterem Temperament. Schade, daß er bei seinem Talente nicht zum Studieren gekommen ist, äußerte wiederholt über das Bild des Vaters in treuer Erinnerung bewahrende Sohn: „Niger, der in seiner Jugend häufig im benachbarten Weberschen Hause verkehrte, schreibt über ihn: „Als Knabe hatte er zwei Klassen an dem zu Wien ehemals bestehenden Gymnasium absolviert und war 1797 als Unteroffizier der Landesjäger nach Borsberg gezogen, weswegen er auch mit der Silbernen Landesverteidigungsdenkmünze dekoriert war. Wegen seiner Gutmütigkeit, heiteren Laune und Gange zum Scherz war er allgemein beliebt und gewöhnlich versammelte sich aus der Nachbarschaft Jung und Alt in Feierstunden um ihn, weil er eine eigene Gabe, Märchen zu erzählen, besaß, die bei seiner rohen Phantasie gewöhnlich eigenes Erzeugnis waren. Vorzüglich erwähnenswert scheint mir, daß er gerne lustlose, aber höchst treffende Verse niederschrieb und im engern Kreise zum Besten gab, mit welchen er unliebsame Persönlichkeiten zeichnete und von welchen satirischen Erzeugnissen seinerzeit namentlich ein gegen seinen Willen bekanntgewordenes Gedicht auf einen unverträglichen, unpopulären Nachbar, einen Wagnermeister, allgemeine Heiterkeit und Gelächter erregte.“ Von dem zuweilen derben Humor seines Vaters erzählte Beda gerne seinen Mitbrüdern und Bekannten, unter anderen Eigenheiten hob er auch dessen Vorliebe für laute Prediger hervor und diese ist nicht ohne Einfluß auf den Sohn geblieben, der, wohlwollend, daß der Eindruck einer Predigt nicht bloß vom Inhalte, sondern im hohen Grade auch vom Vortrage, von der Macht der Stimme abhängt, von allem Anfang bestrebt war, hierdurch zu wirken. Von hervorragenden Eigenschaften der Mutter, die ihres fröhlichen Sinnes und ihrer Dienstfertigkeit wegen bei den Wienern gleichfalls beliebt war, ist nirgends die Rede.

Beda besuchte, nachdem er den ersten Unterricht von seinem Vater erhalten, die Normal- und die Wasserstadt in Wien, die schon bekannt ist, in Vater Clemens Spiegelgraber einen gebildeten, teilnahmevollen Lehrer, dem das Talent und die Lernbegierde des Jungen nicht verborgen blieb. Er folgte sich dem Wunsche des Vaters und trat bei einem in der Nachbarschaft sein Handwerk treibenden Schuster in die Lehre und avancierte nach abgelaufener Lehrzeit zum Gesellen, doch bewahrte ihn der Himmel vor dem Schicksale, zeitlebens auf dem Schusterstuhle sitzen zu müssen. Im späteren Alter kam übrigens Vater Beda, wenn er gut gelaunt war, gerne auf sein Leben als Schusterjunge und auf den nicht selten angezeigten Meister zu

sprechen, der zu ihm wiederholt gesagt habe: „Dube, du mußt ein Schuster werden, wie es nicht leicht einen gegeben hat.“

Aus dieser ersten Lebensperiode sind uns manche Züge überliefert, die Charakter, Veranlagungen und Neigungen erkennen lassen. Der kleine Weber wird als ein aufgeweckter, heiterer und geselliger Bursche geschildert, der sich gerne an den Spielen seiner Genossen beteiligte, gelegentlich einen jugendlichen Streich ausführte und in der Not sich auch zu helfen wußte. So ging er einmal zur Sommerzeit mit einem Kameraden aufs Land und auf dem Wege stach den beiden Ausflügler ein mit reifen Früchten beladener Kirschaum gewaltig in die Augen. Nach kurzer Beratung wurde beschlossen, daß der eine auf den Baum steigen, der andere darunter Wache halten solle. Weber unterzog sich ersterer Aufgabe und ließ sich die Kirschen trefflich schmecken, warf aber auch seinem Kameraden ab und zu ein Ast herunter, was zur Folge hatte, daß dieser mehr auf Kirschen essen, als auf Aufpassen bedacht war. Unversehens kam der Besitzer des Baumes heran, und der sorglose Wartmann war genötigt, seinen Freund im Stiche zu lassen und schleunigst die Flucht zu ergreifen. Weber war dies nicht mehr möglich, doch bald hatte er ein Mittel erfunden, um sich aus der fatalen Situation zu befreien. Er bog einen schönen, großen Ast zu sich herein und rief dem Bauer zu: „Siehst, den Ast reiß ich dir vom Baum ab, wenn Du nicht zur selben Zeit hinter gehst. Mich bekommst nicht, ich bleib halt da auf dem Baum.“ Der Bauer, durch diese Drohung eingeschüchtern, begab sich an den bezeichneten Ort, wohl hoffend, daß er den Buben trotzdem erwischen werde. Dieser war jedoch inzwischen rasch vom Baume herab geklettert und gerann glücklich das Weite. Ein anderes Mal hatte er die Bewohner des Rindermarktes zum Besten. Als Vertreter seines Vaters, der sogenannter Numelber oder Holzwesler des Stadtviertels war, ging er nämlich von Haus zu Haus mit der Meldung, daß am nächsten Tage Militär komme, und wies jedem die entsprechende Mannschaft zur Einquartierung zu. Man kochte also für diese Knäuel und Fleisch, aber das angelegte Militär erschien nicht und als man sich bei dem jungen Schalk erkundigte, erwiderte dieser herztlich lachend: „Seid froh, daß keine Soldaten kommen, hab's auch einmal ein Fleisch.“ War etwas, was Stoff zum Stadtkatzen bot, vorgefallen, so machte auch Weber jun. darauf bezügliche Reimereien und deklamierte diese abends vor den offenen Fenstern des betreffenden Hauses. Das Verschmieden war besonders im Winter, wenn Vater und Sohn in Feierstunden auf der Dseubridge saßen, ein beliebter Zeitvertreib. Außerdem unterhielt sich Beda abends häufig im Kreise von Kameraden mit Gesang, wobei man beobachtete, daß er im letzten Jahre vor Beginn der Studien Lieder, die nicht ganz anständig waren, vom Vortrage ausschloß. Es ist dies ohne Zweifel dem Einflusse des Vaters zuzuschreiben. Dieser veranlaßte den „Gesellen“, der ihn zuweilen noch besuchte, zum Studium und besorgte die Vorbereitung für das Gymnasium. Wenn Beda schon als Knabe mit Vorliebe den Pfarrer spielte und mit einem sauberen Feind angehan verschiedene kirchliche Verrichtungen nachgeahmt, wenn er einmal im Walde aus einem hohen Lärchenstamme seinen jugendlichen Begleiter vorpredigt hat, werden wir darin kaum mehr als ein Kinderspiel erblicken dürfen. Aber als der Schuster sich anschickte, Student zu werden, mag der Entschluß, sich dem geistlichen Stande zu widmen, bereits gefast gewesen sein.

(Schluß folgt.)

Die Wiener Wettermacher.

Das Wetter ist nicht zu ertragen!
Ein Jammer ist's! ein Spott!
So schickten einstmals ihre Klagen
Die Wiener auf zu Gott.

O ließ er uns nur selber machen
Nach unserm eignen Sinn,
Wie würden dann die Fluren lachen!
Wie groß wär der Gewinn!

Sie weinten, klagten, flehten, schreien
In Weisen mancherlei,
Bis Gott es endlich denn verliehen,
Zu enden ihr Geschrei.

Und drauf in's alte Rathhaus traten
Die Bürger und der Rat,
Das Wetter reichlich zu beraten,
Das beste für die Saat.

Ein jeder brachte da die seine,
Die eig'ne Meinung vor;
Die beste sprach er, ist die meine
Und anders spricht ein Tor.

Der Sonne wollt' ich gern entsagen,
O hätt' ich nur den Blitz,
Euch Narren alle zu erschlagen
Voll Dünkel, ohne Wis.

Nach langem Zwist und Haber kamen
Die Wiener überein,
Es soll der Wunsch in Gottes Namen
Der Wahrheit gütlich sein.

Da machten sie, wie's grad' gelegen
Bald hellen Sonnenschein,
Und Nebel bald und Schnee und Regen,
Bald blihen sie hinein.

Bald spannten sie den Regenbogen,
Bald ward der Himmel blau,
Und bald von Wolken überzogen,
Bald rosenrot, bald grau.

Doch, was die Wiener immer taten,
Sie mußten leider sehn,
Die Gärten und die besten Saaten
Zu Grunde möglich geh'n.

Das Korn stand schmächtilig aller Orten,
Und Nehen sah man kaum,
Und wolt und eingeschrumpft verdorren
Die Früchte an dem Baum.

Da brannte auf zu neuem Streite
Der Bürger Ungebuld;
Denn jeder schob von sich zur Seite
Zum Nebenmann die Schuld.

Nun war gedoppelt gar der Jammer,
Die Fluren lagen draußen krank,
Und innen tobte in der Kammer
Der Bürger Krieg und Zank.

Da haben stehend auf den Knien,
Vom Untergang bedroht,
Die Wiener wieder aufgeschrien
Um Rettung aus der Not.

O nimm von uns die Macht in Gnaden,
Es hat sich schwer bewährt,
Daß Gottes Amt sich selbst zum Schaden
Der stolze Mensch begehrt.

Da wehten frische, reine Winde,
Von Gott daher gesandt,
Im Lauf erfrischter sie geschwinde
Der Wiener sterbend' Land.

Denn als das Wetter nach Ermessen
Gemacht die Bürgerschaft,
Da hatten sie den Geist vergessen,
Die Lust, die Leben schafft.

G. G. Kraus.

Die fünf Weiblein von Rals.

Dort sitzen die Hexen im einsamen Grün
Mit knöchernen Armen und kläglichen Knien.
Die mit den grauen, vergiftenden Augen
Den Tau verwandeln in ähnde Laugen,
Und Blitze schmieden und Wolken bau'n
Und Hagel schroteten und Regen brau'n
Und schadenfroß grinsen und gräßlich lachen,
Wenn's Hochzeit unter Gausen und Krachen;
Und die Menschen im Tod sich kreuzen u. flehn
Und jammernd ihr Glück zertrümmert sehn.

J. G. Seidl.

„Billgrater Stücklein!“

Die Büsumer wohnen am Meeresstrand,
Die Abberiten im Morgenland;
Schilda ist im deutschen Vaterland
Als Heimat der findigen Leute bekannt.

Und unser Ostiröl hat auch sein Schilda.
Nicht seit heut oder gestern, sondern seit der
Muttertag unserer „Nehnen“ und „Mahnin“
alles Ungeheuer, Kopflose und Väterliche,
gleichviel ob erlebt oder erfunden, den Bill-
gratern als „Buggelpes“ (der mitteldeutsche
„Gudepad“) aufgeladen hat. Wie die Bill-
grater zu dieser Ehre kommen, — die heu-
tigeren wissens sicher nicht; und die aus der
alten und uralten Zeit habens' wahrscheinlich
auch nicht gewußt.

Es wirft vielleicht manch nicht zu unterschätzendes Streiflicht auf die Eigenart unseres Volkstums, wenn wir in dieser Spalte dann und wann ein Fünkchen heimischen Scherzens und Redens aufsprühen lassen. Wir werden uns fast jedesmal mit einem heimlichen Lächeln sagen: „Da schau unsre Alten an! Nicht böss gemeint, aber klug gesponnen, scharf gespitzt und — den Nagel auf den Kopf getroffen!“

1. Dem Herrgott sei Schuch! (Schuh).

Ein schmales, locheriges, holperiges Steiglein führte vor grauen Jahrhunderten von Sillian aus ins Willgraten-Tal zu den zwei Dörfern und von dort ein klein Stücklein weiter, bis wo die Welt mit Brettern verlagelt war. Und auf diesem Verkehrsweg, nagelet mit Eisen, keine Karte, kein Plan, kein Amt nachzuweisen vermochte, geschah das Wunder. Ein weibendes Sillianer Mädchen verließ sich zur Nacht, geriet als erstes seiner Art auf die durch Geröll und Baumwurzeln wohlgegliederte Willgrater Straße und verlor dabei ein Viertel seiner Beschuhung.

Rügger Dui fand das eisenhämmernde Ding mit den 6 Löchern, durch die man Sonne und Mond beschauen konnte, hielt's für pures Silber und lief heim damit, was Bustrerhühnern kaufen können. Das gab ein Schauen, Staunen, Ver- und Bewundern, und Rügger-Dui war auf eins seinen Funder-Lakberühmtheit geworden. Eins nach dem andern kamen die weisen Männer und Frauen, aber über ein Kopfschüttelndes „i was is öt!“ kam man nicht hinaus. Ein Blick, daß endlich die Autorität des Tales, der „Boursche“ sich von Amts- und Berufswegen zum Salomo-Spruch verpflichtet hielt. Und er entschied:

„Nach mein allerhöchsten Verstande
Is unsern Lieb Herrgott sei Schuch!“
Und ein erleichtertes Aufatmen ging durch die gedankenbeschwerte Versammlung.

E. Angerer.

(Fortsetzung folgt.)

Der Sakramentsstein am Tristacher-See.

Von Plus Hollbrugger.

Ein unsichtbarer Schatz, wozu nützt er? fragte einst der Sohn Strachs. Einen solchen unsichtbaren Schatz birgt die Ostseite des Tirolerlandes, nämlich ein schlichtes, eucharistisches Denkmal, das leider von Einheimischen und Fremden viel zu wenig gewürdigt wird. Oder wer weiß die Geschichte vom Sakramentsstein am Tristacher See?

Den lauschigen Tristacher See kennt jedermann in Osttirol; sein Versteck im waldigen Mittelgebirge am Fuße des Raufkofels schützt ihn nicht vor unzähligen Anschlägen aus Wien und Umgebung, die in Walde und Wasser Erholung und Ergröhung suchen. „Darüber ragt“, um Beda Weber in der Schilderung zu folgen, „die fogen, kahle Wand, die senkrechte Mitte des Raufkofels, ein nackter, pflanzenloser Fels. Ueber dieselbe donnern im Winter stürmende Lawinen, umso schöner je gefährlicher.“ Hier verirrete sich nun vor 400 Jahren, ähnlich wie seinerzeit Kaiser Max an der Martinswand, ein Jäger vom Draßkingen derart, daß er weder vorwärts noch rückwärts konnte. Er mußte seine Athmheit mit dem Leben bezahlen. Aber er starb nicht hilflos und trostlos. Im Gegensteil, sein Tod war ergreifend schön. Es trug nämlich der Pfarrer von Tristach, als das Unglück ruckbar wurde, das höchste Gut zum See hinauf, segnete damit von Ferne den Todgeweihten und stellte es dann auf einen Stein, damit es der Jäger zu seinem Troste wenigstens schaue, wenn er es schon nicht genießen könnte. Aber siehe da! Wunderbar erhob sich die heilige Hostie in die Höhe, schwebte auf dem Namen zu, wurde seine Speise und seine Wegzehrung; erst dann stürzte er in die Tiefe und ging hinüber in die Ewigkeit. Dieser obgenannte Stein ist nun noch immer zu sehen. Er steht im Waldboden westwärts vom See, unweit des Weges gegenüber der letzten Wand. Born ist er einen Schuh breit und trägt die Jahreszahl 1531. Die Länge des Steines beträgt zweieinhalb Schuh. Born ist auf seinem Rücken eine Scherbe mit

dem Durchmesser von einem halben Schuh ausgehauen zur ewigen Erinnerung an die Monstranz oder an den Rest, die hier geblieben. Fürwahr, ein merkwürdiger Gedenksteil! Deshalb dünkt es uns aber auch merkwürdig, daß er ganz ungeehrt, ja unbesetzt am Wege liegt. An anderen Orten wäre längst schon eine Kapelle oder doch ein Gebetsstüch zu seiner Ehre und zu seinem Schutze entstanden.

Aber einer unser besten, vaterländischen Dichter, Johann Gabriel Seidl, hat (1839) die Ueberlieferung von diesem Tristacher Jägers in seinen „Wanderungen durch Tirol und Steiermark“ verherrlicht. Seidl hat sie in ein prächtiges Gedicht gefaßt, das zwar auch in der von Ignaz Bingen's Jüngere (i. J. 1852 bei Wagner in Innsbruck) herausgegebenen Gedichtsammlung: „Tirol. Natur, Geschichte und Sage im Spiegel deutscher Dichtung“ unter der Ueberschrift „Des Verirrten Wegzehrung. Tristachersee“ (S. 381) abgedruckt ist, indes gewiß, namentlich in Tirol, viel bessere Verbreitung verdient.

Es lautet:

Tristacher See.

Des Verirrten Wegzehrung.
Wie eine Schwalb im Nestlein an des
Gefirnes Rand
Nebt ein verirrtter Jäger hoch an der letzten
Wand.
Ihn kann kein Arm des Menschen retten
aus der Not, —
Denn oben ist der Himmel und unten ist
der Tod.
Das Hochgefägel flattert neugierig um
ihn her,
Als wollt' es ihn befragen: „Was ist hier
dein Begehrt?“
Die Lämmergeier kreisen ringsum mit
heißem Ton,
Als freuten sie sich lästern der bald'gen
Dente schon.
Er aber starrt hinunter, er aber blickt
empor,
Da öffnet sich kein Felsen, da springt kein
Strand' hervor;
Da ist so glatt geschliffen der weisse Felsen-
samm,
Für keine Hand ein Gräslein, für keinen
Zustritt Raum.
Er steht wie hingeschleudert von unbekannter
Macht,
Rings keine Spur der Fährte, die ihn
Herabgebracht;
Da nimmt er seine Büchse, da tut er Knall
auf Knall,
Und zehnfach höhrend donnert zehnfacher
Widerhall.
Doch sieh! — im Fichtenwäldchen am tiefen
Tristachsee,
Da regt sich's wie von Menschen, da blickt
es in die Höhl;
Er ist bemerkt, — sie winken, — in Scharen
wallt's heran, —
Geprüft wird jede Klippe, gemessen jede
Bahn.
Umsonst, — was er nicht höret, — sagt ihm
entsetzt sein Blick;
Sie kehren unten trauernd ins nahe Dorf
zurück. —
Und wieder hört er Klingeln, und sieht sie
wieder nah,
Der Pfarrer ist's von Tristach mit seinem
Sakristan.
Er hält in beiden Händen hoch die Mon-
stranz empor,
Zum fernem Waidmann murmelt ein
dumpler Beterchor;
Nun weiß er, was es gelte, nun kniet er
weinend hin,
Und hebt zu seinem Gotte den still ergebenen
Stirn.
Der Priester schreitet vorwärts mit seinem
heiligen Schein
Und stellt ihn eifrig betend am See auf
einen Stein. —
„Herr, geh ihm“, steht der drunten, — „von
deiner Gnad' ein Teil!“
„Herr, laß mich“, — steht der droben, —
„nicht sterben ohne Heil!“
Und sieh! da schwebt gar lieblich aus der
Monstranz hervor

Die Hostie zum Waidmann, gleich wie ein
Stern empor;
Sie schwebt ihm in die Hände, sie läßt sich
von ihm fah'n,
Er sieht nur mehr das Leben und nicht den
Tod sich nah'n.
Dann löst sein Antlitz verzagend vom schroffen
Rand sich ab;
Dann stürzt er von dem Felsen, zerstückelt
in's Wassergrab.
Doch in den Lüften klopft's, wie Preis
der Seraphim:
„Kommt' er zum Herrn nicht kommen, so kam
der Herr zu ihm!“

J. G. Seidl.

Kienburg.

Der Geist auf Kienburg (Festst.).

Sind des Abeggkötters Klänge
In dem Tal verhallt,
Wandelt durch des Schlosses Gänge
Eine Graun'gestalt.

Blickt ins Tal so traurig nieder,
Seufzet tief und geht,
Zeigt sich auf dem Turme wieder,
Wo ein Eichbaum *) steht.

Mißt den Baum mit stierem Blicken,
Mißt das breite Tal,
Baud und Tal soll ihn beglücken,
Euden seine Qual.

Denn er war der Burg Gebieter,
War des Tals Tyrann,
Weil ihm war dem grausen Ritter
Alles hundertan.

Wenn sein Fuß das Tal durchstreichte,
War selbst Männer bang,
Wenn sein Blick herunterstreichte
Feld und Wald entlang.

Eilt das Weib zum blauen Gatten,
Johy der Jungfrau'n Schar
Aus den blumentreichen Matten,
Fürchtend die Gefahr.

Als er einst mit reichem Raube,
Mit dem Schlosse zu,
Wälzt ein Weiblein sich im Staube,
Ruft: „Gib mir die Kuh!“

Gib die Kuh mir die geraubte,
Die allein mich nährt!“
Aber über ihrem Haupte
Flammt des Ritters Schwert.

Da ergrimmt darob die Alte,
Fürchtet nicht den Stahl:
„Dich und deine Burg zerspalte
Eines Blickes Strahl!“

Sind des Abeggkötters Klänge
Nächtlich rings verhallt,
Eilt durch der Ruinen Gänge
Eine Graun'gestalt!

Bis einst einer Eiche Zweige
Auf dem Turme weh'n,
Bis zur Wiege wird die Eiche,
Steigend von den Höhl'n;

Bis ein Knäblein wird geboren
Und in selber weint,
Das zum Priesteramt erkoren
Dich mit Gott vereint.“

Also flucht sie, sinkt zusammen,
Haucht das Leben aus;
Schwarze Wolken speien Flammen
Rings durch Nacht und Graun,

Und vom Ritter sah man nimmer
Irgend eine Spur,
Durch des Schlosses hohe Trümmer
Schleicht er abends nur.

Wenn des Abeggkötters Klänge
In dem Tal verhallt,
Wandelt durch des Schlosses Gänge
Eine Graun'gestalt.

Blickt ins Tal so traurig nieder,
Seufzet tief und geht,
Zeigt sich auf dem Turme wieder,
Wo die Eiche steht.

*) Ist eine Tanne. Es gibt Ansichtskarten davon. Die Ruine Kienburg ist gegenwärtig im Besitze der Familie Wanner in Wien.

Werbet für die Mitarbeit der
„Östirler Heimatblätter!“

Weltaler-Lied.

Der Grundschrofer-Friß.

I waß no ganz gut, wie mein Bota hat g'sagt,
Wie er mir's Hoamatl antrog'n hat,
Wenn's Bauer willst werd'n, mußt gleich
giltig sein,
Wenn der Schulbner glei' sagt: Ja, die
Hof'n g'hört mein!

Dann hui i g'sagt: Bota, do wert mir nit
bong,
Wann's i nur stat a Moans Brauntwein Geld
hon,

Nach'a siß i beim Glas, geht's Hoamatl on,
Wo ja auf an jeden Stoa'n Gras wachsen kon.
Nagst hat sich auf oamal der Knocht halt
beschwert,

I soll ihn glei zoh'n, bei Kost war nichts wert,
Im Tag dreimal Supp'n, das war ihm zu
schlecht,
Kocht's Weibl aber gor nichts — is a wieder
nit recht.

Der Schuster und Schneider möcht a gem
was frogn,

I waß schon die Rechnung, bloß Geld
möcht'n's hob'n,

Ober d's Bötta Schmick i hinaus bei der Tür
Und stößt mir af's Fohr a poor andera dast.
Nagst kam i schon halb amol nimma aus der
Schmier,

Da kimmt halt af oamol der Amtsmann
zu mir,

Grundschrofer-Friß, morgen um neun
Sollst ohne Verzug beim Herrn Amts-
richter sein.

Da denk' i, pots' Blunda, was fällt mir
nit ein,

Vielleicht ist a Bötta g'storb'n, a Erbschaft
künt's sein.

Dann weart mit den Tholarn der Geldbeutel
n'spicht,

Mit Fünzigger Banknoten die Fenster aus-
g'spicht.

In andern Tag lauf i zum Amtsrichter hin,
Mi wundert's grob, daß i nit auf d' Hof'n
g'fall'n bin.

Grundschrofer Friß, steht hier geschrieben,
Von vorig's Fohr 50 Gulden Restschuldig
blieb'n.

So teure Erbschaft, dös hob i nit g'hofft,
Jetzt haast's halt glei zoh'n, isch, werden
d'Hofen ausklofft.

Und i hui a gler zohlt, das schöntiert mi a
nits,

Desweg'n bleib' i democh der Grundschrofer-
Friß.



Die verhängnisvolle „Fastenspeise.“

Von Alois Wurnig.

Es war vor ungefähr 50 Jahren. Das Dampfrosch schob wohl kaum 10 Jahre lang von Rärnten her auf der Eisenstraße durch das Pustertal. Ich kam mich wenigstens noch sehr gut daran erinnern, wie die Leute bei uns in dem sieben Stunden von der nächststen Bahnstation entfernten Birgentale allerlei Wunderdinge von der „Buhne“ zu erzählen wußten, von ihrem stundenweit hörbaren Jauchzen, von den feurigen Augen, dem höllischen Gestanke und dem langen Rauchschweif, den sie nachhine und anderen unheimlichen Dingen mehr, weshalb es wohl erklärlich ist, daß hier und da ein Hochtalbewohner in seiner überschwänglichen Phantasie den Dampfrosch mit übernatürlichen Kräften ausgerüstet glaube, daher auch ein Bäuerlein fleiß und fest behauptete: „Doin steck er, der Teuff in dem Höllingsfahrt, ober lei wundern tuats mi, wie sie ihn einbracht hobn!“

Mein Wunder daher, daß auch ich als 10-jähriger Knabe darauf braunte, dieses Wundertier „Buhne“ einmal mit eigenen Augen zu sehen. Endlich schien mir die Gelegenheit hierzu gekommen zu sein. Meine Mutter aufserte die Absicht, nach Wien zu gehen, um Verwandte und Bekannte zu besuchen. „Do miß i mit“, schloß ich bei mir, „i bettl' grob so bong, bis si mi mitgehn laßt“. Mein das gestrenge Mutterl war unerbittlich, die Antwort auf mein „Böding“ (Ranzgen) lautete stets ebenso kurz als deutlich: „Du bergest's

it!“ Zum Glück legten sich die „Mannen“, die Schwester „Männle“ und die Schwägerin „Weibmanne“ für mich ins Zeug und da besetzten sich meine Ausfahrten. Zudem war ich augenblicklich recht brav und folgsam geworden. Mit einer unverwundlichen Geduld saß ich stundenlang hinter dem großen Stubentische beim Kontobuche des Vaters und machte Eintragungen. Ich sehe es noch ganz deutlich vor mir, dieses Haupt- und Kassabuch, mit seinem biden Ledereinbande und den steifen, rauhen Blättern, auf welchen meine rostige Feder, wenn sie wieder an einer dicken Holzfaser hängen blieb, knirschte und Tinte spritzte, daß es zum Rasenwerden war. Mein die Hoffnung, die gespenstige „Buhne“ zu sehen, ließ mich alles verwinden und ich schrieb drauflos nach dem Muster meines Vaters: „mer ein par schudj gemacht 1 fl. 50 kreizer, mer 2 par gestift 40 kreizer, mer ein par gestift 8 kreizer“. Der Lohn meiner Ausdauer war der mütterliche Bescheid: „Nacher müdche halt g'heim!“ Die Vorbereitungen für die Reise waren bald getroffen: Ein Handkorb mit Proviant für einen zweitägigen Fußmarsch und fort ging's mit Mutter und Schwägerin. Auf dem Wege holte uns ein Prägerer Bauer mit seinem Fuhrwerke ein. Als er das Ziel unserer Reise erfuhr, sagte er, nach mir deutend: „Dagehts dos Wäble wä? Weuns äbba will reitn, läß is wä auch'sign!“ Ich krappte natürlich sofort auf das Leitervogelchen. Doch das Vergnügen dieses „Reitens“ war höchst zweifelhaft, da ich mich immer ignominios anklammern mußte, um bei dem schrecklich holperigen Wege nicht aus dem Wagen geschleudert zu werden. „I sohr unta die Hübn um Roagn (Korn), noch'a kimmtis unta Mättrach, wo da Wöl (Weg) bössa weacht, wä reitn a!“ lud der Bauer entgegenkommend ein. „Sölle isch uns schon weacht“, dankte die Mutter. „Sou sein is af dem Wagn freischach it, 's Reitin, wie af da Eisbahne“, sagte der Prägerer. „I hui si nou nie g'sehn, oba wie sie sohn, sölt sie par nig trätan (schütteln) und decht dahinsausen, wie da Wind. Wie mon heacht (hört) sohn an Loal goa, as wenn da Tüpf do dabei wa!“ setzte er lachend hinzu. Die Schwägerin tat einen heilen Lacher und witzelte: „Wo die Täufle fucht i mi goa nig! Es heit (sind) jo lei mehr drei! Dana isch damisch (wahnsinnig) und die anderen zwine (zwei) misset in Damischu hobn (festhalten). Unter solchen und ähnlichen Gesprächen ging die Fahrt ganz lustig vorstatten. Auch gab es immer etwas Neues für mich zu sehen und die Mutter wußte von jeder neuen Gegend etwas Interessantes zu erzählen, denn sie verfügte über einen ganzen Schatz von Sagen und anderen Geschichten. Von der Hube abwärts mußte ich wohl fleißig meine kurzen Beine in Bewegung setzen, um den Begleiterinnen zu folgen, allein mir wurde der Weg nicht zu lang. In Wien angekommen, spähte ich sofort nach der geheimnisvollen „Buhne“ und horchte gespannt, ob ich sie nicht „indezn“ hören würde. Ich war rein außer mir: so viele schöne Häuser, weiß und vielfärbig bis unter das Dach hinaus und alle in geraden Reihen, wie bahrin am „Kranzstog“ (Fronleichnam) die „Schilhu stiesn“. Und erst die „gräsn Fenster“ (Auslagen) mit den schönen Sachen! Mein Wunder, daß mich bald die Mutter, bald die Weibmanne schalt und unfaßlich nachziehen mußten. Nachdem wir in der Seberge etwas herastet hatten, da fing ich wieder an zu brängen: „Hiag gehts, gemma die Buhne schaugn!“ Da meine Begleitung selbst neugierig war, dieselbe zu sehen, sagte die Mutter: „Nacher gemma halt!“ Jetzt hatten wir bis Kolln verkauft. Denn, wenn Mutter und Schwägerin an Schaufenstern ihre Neugierde befriedigen wollten, zog ich sie an den Kockfalten vorwärts und drängte: „Gehts decht amol! Bäschst soacht die Buhne socht (fort)“. Endlich hatten wir uns glücklich bis zum Bahnhof durchgefagt und gingen, ohne beunruhigt zu werden, direkt durch das Gatterl, an dem zu meinem Erstaunen noch die Rindern bran waren, auf den Platz, wo viele eiserne Stangen (die Bahngelände) nebeneinander fortstießen. Es war bereits dunkel geworden. Soeben kam ein Zug von Rärnten herauf an, und ich sah alles bestätigt, was ich zu Hause von der Buhne gehört hatte: das Jauchzen, der stinkende Rauchschweif und die

zornig funkelnden Feuer Augen des schnaubenden Ungetüms mit einer langen Reihe kleiner, beleuchteten Häuschen, welche es auf Wagen mit einer unheimlichen Schnelligkeit dahierzog. Wie stark mußte so ein höllisches Dreckvieh auch sein. Ich war versucht, heimlich ein Kreuz zu schlagen. Auch meine Begleiterinnen machten ihrer Verwunderung in verschiedenen Ausrufen Luft: „Wie isch es denn grob lei migle, daß a sälle Ding a sou alloane von si söbba ziehn konn!“ hieß es. Als wir jedoch einen rauchenden Eisenkolln ganz in der Nähe betrachten wollten und über ein Geleise flogen, stürzte ein Mann im „dunkelblohn“ (Wund (Kontakleur) auf uns zu und trieb uns gerade nicht mit höflichen Ausdrücken zurück. „Wia hiatn ent' enkla Buhne nit g'soubh!“ konnte sich die Schwägerin nicht enthalten, denn „blohn Mannischu“ nachzurufen. Nun zog die hell erleuchtete Bahnhofrestauration unsere Aufmerksamkeit auf sich, in welche wir schlichtern und zögernd traten. Wir standen zuerst wie Verirrte unschlüssig mitten im Restaurationslokale, staunten über die Höhe und Größe dieser Wirtschaft, über die großen Spiegel und andere zwar gewöhnliche, aber von uns noch nie gesehene Dinge. Die ungewohnte Beleuchtung blendete uns und machte uns noch verlegener. Noble, bis auf das weiße „Weibl“ ganz schwarz gekleidete Herren, deren Röcke hinten in einen Schwanz ausliefen, alkurat wie bei den Schwälben, schwebten welche Tücher und Kiepen „schmigt“ (hurtig) hin u. her. Mein sie waren nicht so „zwitter“ wie der „Wobe“ draußen, sondern sie nickten und lächelten uns freundlich (malitios zu und einer fragte endlich nach unseren Wünschen, indem er uns höflich einlud, Platz zu nehmen. Meine Mutter bestellte ein Seidl Wein. „Wünschen Sie auch was zum Essen?“ forschte der feine Herr weiter. Meine Begleiterinnen sahen einander eine Weile fragend an, dann sagte die Mutter: „Sollt a Fastenspeise!“ Der freundliche Herr in „zugspign“ Röcke lächelte und fragte: „Vielleicht ein Gollasch? Kalb oder Rind?“ Neue Verlegenheit. Von dieser Kost hatten wir doch niemals gehört. Die Mutter mochte wohl gebadht haben, Gollasch sei der heurische Ausdruck für „Datschatsch“ (Eierspeise) und bestellte daher: „So, a Kollasch!“ Das „Kalb oder Rind“ wußten wir überhaupt nicht zu deuten. Wir hatten übrigens keine Zeit, unsere Vermutungen über die neue „Fastenspeise“ auszudrücken, denn, noch ehe wir angefangen hatten, das Käffel zu lösen, stand es schon in Form eines „longiletten“ Tellers mit einer braunen, „brokigen Suppe“ vor uns. Messer und Gabel war da, aber keine Löffel, die wir doch für die notwendigsten Werkzeuge hielten. Allein wir behielten uns. „Dös ist jo decht Fleisch?“ meinte die Weibmanne. „Nacher mischn mas hobt öfn, wenns schon do isch“, entschied die Mutter. Aber die braunen „Brodn“ in der roten, dicken Suppe leisteten der Zerkleinerung so energischen Widerstand, daß das „Wäsl“ auf den Tisch flüchtete. Endlich reichte die Mutter auch mir auf der Gabel ein Stück von der neuen Kost. Ich laute und laute darauf herum, aber da sich die zähe „Fastenspeise“ durchaus nicht kleinriegeln ließ, fing ich an, sie mit Gewalt hinunter zu schlucken. Doch nun war das Maß voll geschlagen. Ich würgte und würgte, allein das Zeug wollte weder hinab noch zurück. Ich fing an zu klopfen und zu keuchen und streckte die Finger kaltemartig aus, indem ich den Arm der Mutter umklammerte. Die Schwägerin kreischte erschrocken auf: „Heilige Müata Gottes hilf! Da Wä dasticht jo!“ Die Mutter war ebenfalls nicht wenig erschrocken, war jedoch geistesgegenwärtig genug, mir auf den Nacken zu schlagen und mich zu rütteln und zu schütteln, daß mir Hören u. Sehen verging. Doch endlich entschloß sich der verdammte Bissen zum Rückweg. Selbstverständlich verzichtete ich auf die Fortsetzung dieser gefährlichen Mahlzeit. Auch meinen Erretterinnen vom Erstickenstode war der Appetit vergangen. Die noble „Fastenspeise“ in dem Brennesselmus (für das hielt ich die brennende Sauce) hatte übrigens auch einen noblen Preis, denn wir zahlten für diese eine Portion 60 Kreuzer. Meins Mutter reichte mich noch 30 Jahre nachher mit dieser „verhängnisvollen Fastenspeise“, an welcher ich bei einem Haare erstickt wäre.